

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Donnerstag, 21. Januar

1926.

(16. Fortsetzung.)

Die Lampe mit dem roten Schirm.

Roman von Otto Scherlin.

(Nachdruck verboten.)

„Sehr richtig, Signorina“, erwiderte Luz. „Über glatt ablehnen konnte und wollte ich nicht, dazu stand ich mit Wondra zu intim. Natürlich denke ich gar nicht daran, mich eingehend mit der Sache zu befassen, dazu habe ich als Privatmann auch gar kein Recht, aber ich habe Wondra auf sein herzliches Bitten hin versprechen müssen, die Alten des Falles einmal durchzulesen und ihn zu einer erneuten Besichtigung des Tatortes zu begleiten, und das konnte ich ihm nicht gut abschlagen.“ „Che brutto!“ rief Violetta ärgerlich aus. „Ich habe mich so auf den heutigen Nachmittag gefreut, und nun wollen Sie glatt streiken. Sie müssen absagen. Wir telefonieren gleich auf die Polizeidirektion. Was kümmert Sie der Fall Prohaska?“

„Ich habe mein Wort gegeben, verehrte Freundin“, sagte Luz ruhig lächelnd. „Und das muß ich halten. Außerdem muß Herr Wondra jeden Augenblick hier sein, um mich abzuholen. Jetzt aus irgendwelchen nichtigen Gründen kneifen, das kann ich nicht und will ich offengestanden auch nicht, — — — denn der Fall Prohaska interessiert mich sehr. Soweit ich die Alten flüchtig studieren konnte, scheint es sich um keine alltägliche Begebenheit zu handeln, und das ist etwas für mich.“

„Was kann an der Mordsache schon interessant sein?“ meinte Violetta zweifelnd.

„Die ganze Ausführung des Verbrechens ist keine alltägliche“, antwortete Luz. „Soweit ich den Fall beurteile, werden wir eine Überraschung erleben.“

„Meinen Sie?“

„Ja, ich habe das Gefühl.“

Violetta zog nachdenklich die Stirne kraus.

„Ich habe eine Idee, dottore“, sagte sie schließlich. „Nehmen Sie uns mit.“

„Aber Kind!“ rief Leutnant von Monsterath.

„Nein, Signorina“, sagte auch Luz. „Damit ist nichts zu machen. Außerdem, eine Untersuchung in einer Mordangelegenheit ist keine Sache für zarte junge Damen.“

„Ich bin gar nicht so zart, wie Sie glauben und — ich — hätte Sie gern einmal bei der Arbeit gesehen.“

Luz schüttelte den Kopf. „Ihr Interesse in Ehren, aber ich kann Sie beim besten Willen nicht zu einer Amtshandlung mitnehmen, das sehen Sie doch ein.“

„Gut. Aber Sie versprechen mir dann, daß Sie mir den Verlauf der Untersuchung genau erzählen?“

Soweit sich das mit den amtlichen Anordnungen der hiesigen Kriminalpolizei vereinbaren läßt, will ich es gern tun, Signorina, trotzdem ich über das plötzlich erwachte Interesse erstaunt bin, denn gestern wollten Sie von Kriminalangelegenheiten, als zufällig die Rede auf den Fall Prohaska kam, nichts wissen.“

„Ja, gestern“, sagte Violetta. „Gestern war der Fall Prohaska für mich eine belanglose Angelegenheit, die mich nichts angehen konnte, aber heute, wo ein guter Freund wie Sie sich damit beschäftigt, ringt er mir begreiflicherweise viel mehr Interesse ab. Wollen Sie mir das verdenken?“

Luz verneigte sich übertrieben höflich.

„Also heute abend erwarte ich Ihren Bericht?“ sagte Violetta.

Bevor Luz eine Antwort geben konnte, quälte das Zimmertelephon.

Der Detektiv griff nach dem Hörer und nahm dann seinen Strohhut auf.

„Meine Herrschaften, Sie entschuldigen mich, wenn ich Sie jetzt wenig höflich hinauskomplimentiere. Aber die Blüchi ruft. Herr Wondra ist unten.“

Monsterath und die Sängerin erhoben sich.

„Kommen Sie, dottore, wir begleiten Sie hinunter“, sagte Violetta. „Ich will mit diesen Kommissar doch mal ansehen.“

In der Vorhalle des Hotels verabschiedete sich Luz von seinen Begleitern und schritt auf den Kommissar zu, der sich, sobald er Luz erspäht hatte, sofort aus einem tiefen Ledersessel erhob.

Wondra trug Zivil, und was für Zivil!

Sicherlich waren Stoff und Zutaten seines Anzugs beste Qualität, aber das Dessin und erst der Schnitt? Schauderhaft! — Auch der steife Hut, der neben dem Oberkommissar auf einem kleinen Marmortisch lag, wies ein fast vorsündhaftliches Fasson auf, wenn auch die Güte des Filzes sicher allen Anforderungen gerecht wurde.

Luz wunderte sich über die äußere Erscheinung seines Freundes nicht, wenn er auch ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte, denn er mußte feststellen, daß, genau wie in Deutschland, ein Teil der Offiziere oder uniformierten höheren Beamten großen Wert darauf legte, auch an ihrer Zivilkleidung möglichst sofort als das erkannt zu werden, was sie in Wirklichkeit waren, und dementsprechend dafür Sorge trug, daß die wenigen Zivilanzüge, die sie sich anfertigen ließen, möglichst unkleidsam gearbeitet waren und in ihrem Schnitt ja an Uniform erinnerten.

Wondra begrüßte seinen Freund.

„Das ist doch die Sängerin Delys, die in deiner Begleitung soeben die Treppe herabkam?“ fragte er.

„Ja“, antwortete Luz. „Wir sind täglich zusammen.“

Die beiden Freunde verließen nun das Hotel. An der Statthalterei und dem Prachtgebäude des österreichischen Lloyd vorbei, überquerten sie den Börsenplatz und gingen nach der Wohnung Prohaskas, wo sie Raspi bereits vor der Tür erwartete.

Wondra klingelte und ließ sich von Binerto öffnen.

Dann stiegen die drei Herren die Treppe zum ersten Stock empor. Wondra schloß die Tür auf und ließ Luz als ersten eintreten.

Das Wohnzimmer war noch im gleichen unveränderten Zustand als am Tage vorher. Nur die von der Staatsanwaltschaft zur Sezierung beschlagnahmte Leiche des Feldmarschalleutnants war bereits abgeholt worden.

Nachdem Luz die Zimmertür wieder verschlossen hatte, bat er Wondra und Raspi, auf dem Sofa Platz zu nehmen und ihn möglichst unbelästigt seine Untersuchungen vornehmen zu lassen.

Die beiden Polizeibeamten nickten schweigend und

kamen dem Wunsche des berühmten Kollegen sofort nach.

Luz hatte sich inzwischen seines Oberrocks entledigt und eine kleine Ledertasche, die er an einem Riemen um den Leib trug, geöffnet. Mit einer großen, scharfen Lupe, die er der Tasche entnommen hatte, ging er nun langsam und systematisch an die Absuchung des Zimmers.

Zuerst wurde der Schreibtisch vorgenommen. Nach Besichtigung der Schlosser schloß er die Schubladen auf, betrachtete eingehend das Sparfassenbuch; durchstöberte den Inhalt der schon früher erwähnten Kassette und schloß dann wieder ab.

Dann wurde immer mittels der Lupe, der Boden vor dem Schreibtisch und dem Fenster, das nach der Via Acquadotto hinaus ging, betrachtet, und zuletzt das Fenster selbst von allen Seiten mit der Lupe abgesucht.

Nun ging Luz schweigend nach der Mitte des Zimmers, wo ein dunkler, unregelmäßiger Fleck die Stelle anzeigte, auf der Prohaska sein Leben ausgehaucht hatte.

An der rechts gegenüberliegenden Wand stand der große Bücherschrank und direkt davor ein schwerer, runder Eichentisch, dessen Platte mit einer großen Anzahl Bücher und Zeitschriften bedeckt war.

Luz ließ seine Augen über den Tisch streifen, nahm dann plötzlich eine der Zeitschriften auf, und ging mit ihr ans Fenster, wo er sich mit seiner Lupe über den dunkelroten Einband des Heftes beugte.

„Aha!“ sagte er und legte die Zeitschrift vorsichtig auf den Schreibtisch.

Dann sah er sich erneut im Zimmer um und ging nach kurzem Überlegen schnellen Schrittes nach dem Kamin, der einen großen Teil der Wand neben dem Bücherschrank einnahm.

Zum Erstaunen der beiden Beamten, die ruhig auf dem Sofa saßen, jedoch Luz nicht aus den Augen ließen, kniete der berühmte Detektiv nun vor dem Kamin nieder und verschwand mit dem ganzen Oberkörper in der Feueröffnung. Als er sich nach Verlauf einiger Minuten wieder erhob, schien er einen Gegenstand in der Hand zu verbergen.

Wondra sah mit schlecht unterdrückter Spannung auf die Hand des Detektivs.

„Nun?“ fragte er. „Hast du etwas gefunden?“

„Ja“, sagte Luz lächelnd, „die Aufklärung des Verbrechens.“

„Wie — was —?“

„Jawohl, mein Junge“, erwiderte Luz. „Und da wir unter uns sind, will ich dir etwas sagen, was in Gegenwart deiner Vorgesetzten natürlich ungesprochen geblieben wäre.“

„Und das ist?“

„Nimm es mir nicht übel, Franz, aber die ganze Untersuchung ist derart lässig und unklug geführt worden, wie man sie wohl vom Amtsvorsteher Meier in Kleinkuhbach, aber nicht vom Oberkommissar Wondra in Triest, einem Schüler des Kriminalisten Duchatelet in Lausanne, erwartet hätte. Was ich soeben festgestellt habe, hätte dir bei halbwegs vernünftiger Untersuchung des Tatortes auch nicht entgehen dürfen.“

Wondra stieß den Vorwurf gelassen ein.

„Du bist also der Meinung, daß die Mörder durch den Kamin gekommen sind? Es ist allerdings wahr“, fuhr er fort, „daran hat niemand von uns gedacht.“

Luz lachte. „Vor allem handelt es sich hier um keine Mörder im Plural, sondern um eine einzige Person, und die kam durch die Tür dort. Einen Zugangs- oder Fluchtweg habe ich weder im Kamin gesucht, noch gefunden. Das ist's hier, was ich gefunden habe.“

Bei diesen Worten öffnete Luz seine beruhte, schmucke, rechte Hand und legte mehrere gleichfalls angerührte Gegenstände neben Wondra auf das Sofa. Es waren drei oder vier Knöpfe, wie sie an Damenfotzen verarbeitet werden, ferner eine kleine Gemme in Form einer Schildkröte, sehr fein und sorgfältig aus Schat geschnitten, und eine ungefähr 20 Zentimeter lange Nadel.

„Während ich für einen Augenblick hier ins Schlafzimmer gehe“, sagte nun Luz, „betrachtest du dir vielleicht in der Zwischenzeit die schönen Sachen hier, ebenso

empfehle ich dir, den Deckel der Zeitschrift dort auf dem Schreibtisch einer genauen, aber vorsichtigen Betrachtung zu unterziehen. Bis ich da drinnen fertig bin, wird dir dann inzwischen ja selbst zum Bewußtsein gekommen sein, wie wenig zielsbewußt und wie läienmäßig eure ganze Untersuchung geführt worden ist.“

Und während die Polizeibeamten schweigend, ohne ein Wort auf den Vorwurf Luz' zu erwidern, mit den Beweisstücken nach dem Fenster gingen, betrat der Detektiv das Schlafzimmer des Feldmarschalleutnants.

Das Fenster schien ihn wieder besonders zu interessieren, aber auch auf dem Fußboden rutschte er mehrere Minuten lang herum.

Als er sich dann vor dem Waschtisch niedergelassen und mit einer Taschenlampe den Boden untersucht hatte, stieß er plötzlich einen leisen Laut der Befriedigung aus und stieß einen kleinen Gegenstand, den er vom Boden aufgenommen hatte, in seine Tasche. Darauf untersuchte er die obere Partie des Waschtisches.

Das benutzte Wasserglas nahm er vorsichtig auf und hielt es gegen das Licht, dann nickte er befriedigt und lehrte, das Glas mitnehmend, wieder in das Wohnzimmer zurück, wo die beiden Beamten am Schreibtisch standen.

Wondra schien etwas sagen zu wollen, doch Luz wehrte ab.

(Fortsetzung folgt.)

Im Getto zu Amsterdam.

Von Oskar Maurus Fontana.

In diese strenge pathetische Stadt, deren allererstes Gesetz das Maß zu sein scheint, ist das Judentum wie eine Wunde gerissen. Das Blut der Stadt strömt über ihre östlichen Gassen, wühlt alles Maß hinweg, besprengt und zerstört das strenge Pathos und rinnt und rinnt immerfort aus dieser offenen Wunde. Und wie in einem Fieberdelirium der Mensch gegen Tür, Fenster und Wand sich lehrt, so reizt dieses Bier tel alle Säkungen, alle Normen menschlichen Verkehrs nieder — das Chaos ist wieder da.

Nicht, daß Spinoza hier geboren, Rembrandt hier gelebt, nicht daß spanische, portugiesische und deutsche Juden sich melden, ihr Leben im Handel hantieren und oft Juden sein dürfen, nicht das macht das Judentum Amsterdams ungeheuerlich und groß. Was es erst dazu macht, über alles historische und ethnographische Interesse hinausgeht, ist eben das Hervorbrechen des Chaos in unsre geordnete Welt, daß einem für den Augenblick der Atem stillt steht, daß man sich umkreist, umzingelt, ja schon verschlungen wäßt von diesem schrankenlosen wilden Begehrn einer Menschheit.

Es beginnt ganz zahm. Nicht anders als in anderen Judentümern, wo Handel getrieben wird. Die Verkäufer stehen vor der Tür, sprechen die Vorübergehenden an, verhandeln mit ihnen auf der Gasse, schleppen sie dann förmlich ins Innere. Dies ist ja das gewöhnliche Bild. Und es bleibt höchstens interessant, wie über Tausende Kilometer ein jüdisches Gesicht dem anderen gleicht, wie mitten unter diese breiten, ins Volle gedrängten Gesichter das bewegliche lange Gesicht des Juden austraht. Man kann über die geheimnisvolle Kraft und Zähigkeit dieses Geschlechtes nachsinnen, das verstreut, zerstülpelt sich doch immer bewahrt, sein Ich ins Ewige fortsetzt.

Und man kann viele Typen sehen! Den alten ganz orthodoxen Juden, der sich auf einen Stab stützt; sein etwas dämmliches Weib, das anzusehen nicht immer Genuss bietet; die schlauen gemästeten Händler; den Jüngling, der sich glatt rasiert trägt und so die Mitte zwischen Jocke und Komiker hält; das Mädchen mit den schweren Augenlidern und dunklen, aus der Ferne kommenden Augen und die Kinder, schmutzig, verwildert, lungernd, mit manchmal merkwürdig alten Gesichtern.

Aber auch dies ist noch nicht neu. Vielleicht schon dies, daß überall Plakate kleben und herunterschreien, hier werde „Der Kaufmann von Venetia“, dort das „Neue Getto“ (von Herz!), anderswo „Judas Iskariot“ gegeben.

Doch hernach biegt man von der Joden-Breestraat in die Joden-Houttuinen ein, wird mit Geschrei empfangen, ist im Nu mitten in den Haufen sich drängender, stochender Menschen eingekettet und wird willenlos nach vorne geschoben. Von vorne kommen Menschen, von hinten andere, in der Mitte stehen schon wieder welche und von den Seiten der ganz

engen Gasse mit den vergiebelten verschönerten schmalen Backsteinhäusern schrillt das Geschrei der Händler, immer wieder das Geschrei der Händler.

Und dann stolpert man plötzlich über Schuhe und sieht nun, daß hier jeder Laden weg ist. Die Gasse ist die einzige ungeheuere Kaufmannsstube. Uralte Schuhe liegen hier im Rinnstein und sollen verlaufen werden! Dort hat einer einen Kleiderrechen aufgestellt, behängt mit Hosen, Röcken, eine alte Weste pustet er wie wahnsinnig mit einer kleinen Bürste, auf die er sputzt, wenn er einen Augenblick nicht schreit; hier steht einer auf einem Podium, Notizbücher in der Hand, schlägt sie wie Tschinellen aufeinander, schleudert sie dann Stück für Stück in den umdrängenden Haufen: „Nur zwei Cents!“; an dieser Ecke singt einer mit dem Zwider auf der Nase eine einstörmige Melodie und will damit Humoristika verkaufen; ganz altes, verrostetes Eisen liegt da und ein Junge schlägt, knieend, eins auf andere, daß es so rasselt. Und plötzlich sind gar keine Häuser mehr da (denn in ganz Amsterdam sind Häuser gleichbedeutend mit Fenstern), keine Frauen bliden mehr hinunter, keine Kinder hören, sondern die Fensteröffnungen sind verammelt, mit Holzbrettern gefüllt. Die Tore sind aufgesperrt und führen ins Dunkel, in Scheunen voll Waren, Hallen voll Verkäuflichem, Speicherkammern, Gruben, Höhlen, die nicht Menschenhand geschaffen haben kann. Und irgendwo im Dunkeln dieser Räume sieht man alte Leute bei einem Feuerchen hocken und sich wärmen, die Schäbe bewachend. Die Jungen aber stehen draußen und schreien und verlaufen und schreien und eine Wut ist in ihren framkasten verzerrten Gesichtern. Ein grauenhaftes Entsezen überfällt einen, plötzlich genommen zu werden und von diesen schabenden krabben Händen wie ein Schuh, eine alte Uhr und hier eingesperrt zu werden als ein Gut, zum Verkaufen.

Das ist kein Jahrmarkt mehr. Alles ist hier zum Kauf, zum Verkaufen. Es lebt nichts anderes hier, der übrige Mensch ist abgestorben oder in einer dunklen Gruft begraben. Der Käufer und Verkäufer ist hier ausgebrochen, tobt durch die Straßen wie ein Aufstand, ein Traum, ein Souk, ein Tollhaus.

Jeden Augenblick glaubt man, werde einer der Händler in den Haufen springen, werde einen beim Hals packen, haltend das Messer in der anderen Hand: „Kaufe, kaufe oder stirb!“ Und jeden Augenblick glaubt man, werde einer der Vorüberschlendernden einen Händler würgen: „Gib, gib oder stirb!“ Der Bann, der die Menschen hält, ist gebrochen, das Mak ist vom Chaos verschlungen worden.

Blumenhändler schreien, Obsthändler klatschen in die Hand, ein ganz alter Jude schweigt nur und zittert bei seinem Ofenwagen, auf dem Marionen liegen. Aber schon wird zerwirktes Leder in großen Streifen angeboten, gevielen, gewogen und gekauft. Und einer kommt mit Hüten gerannt! „Kauft, lauft!“

Wie in einem bösen Irrgarten voll drohender Frakten und Leidenschaften wandelt man. Gibt es noch einen Ausweg? Wird man noch jemals zu Liebenden und Spielenden und Menschen kommen?

Aber da ist man wieder bei der Brücke und die Lust schlägt einem entgegen, als sei man gerettet.

Wenn die Tage lichter werden . . .

Wenn die Tage lichter werden,
Wenn der Hasel gold'ne Fähnen
Leise sich im Winde wiegen,
Geht durch Wald und Feld ein Ahnen.

Und ein Hauch von diesem Sehnen
Weht in unsre Städte nieder,
Wenn die Amsel leise, sagend
Singt die ersten Frühlingslieder.

Wenn hoch überm Lärm der Straßen
Ihrem goldenlichten Munde
Hold entströmt die alte, liebe,
Ewigjunge Lenzenkunde.

Ungehemmt vom ird'schen Losen
Klingt aus ihr das große Hoffen,
Und im Dämmergrau des Tages
Sieht sie alle Himmel offen.

Wenn die Tage lichter werden,
Leuchten Wunder allerorten.
Und die Glücklichen auf Erden
Stehen auf die ew'gen Pforten.

Hans Gätsen.

Kieselok.

Von Julius Verstl.

Die „gute alte Zeit“ war auch den Originalen günstig als unser nobellierendes Jahrhundert.

Lebte in Wien ein „komischer Kauz“, Kieselok geheißen, der es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, eine Berühmtheit zu werden, obwohl er nichts Kennenswerteres besaß als seinen Vatersnamen: Kieselok.

Der gefiel ihm aber ungemein. Den liebte er zärtlich. Mit dem trieb er einen Kult, der gestalt, daß er ihn ausschrieb, einschrieb, in Lapidarschrift malte, wohin immer ihn Laune und Schicksal trieben. Also daß man in Wien, Prag, Salzburg, in Herrnskreischen und Schandau, ja, auf dem Frauenturm in Dresden in tierlichen Lettern, in hartem Schnitt, in schwungvoller Fraktur lesen konnte: Kieselok.

Auch an das Schloß zu Schönbrunn hatte er seinen Namen vorn und hinten mit Koboldestift gemalt. Da ließ ihn der Kaiser Franz, hochselig, zu sich bitten und fragte ihn so recht väterlich, warum er denn überall seinen Namen angeschriebe?

Kieselok: „Es ist meine Natur, Kaiserliche Majestät. Ich kann halt mit anders.“

Franz: „Aber können 's denn nix G'scheiteres?“

Kieselok: „Es ist meine Natur, Kaiserliche Majestät.“

Franz: „Nun, wenn's Ihre Natur ist und mit davon lassen können und Verdrüß haben wollen, wo 's denen Leuten die Tisch' und Wänd' ruinieren, so tun 's halt, Kieselok. Aber, schaun's, lassen 's mir nur mein Haus da in Schönbrunn unbesielegt!“

Kieselok verneigte sich still, mit der Würde eines Märtyrers, und ward in Gnaden entlassen.

Als der Kaiser Franz noch in Gedanken und über den absonderlichen Kauz den Kopf schüttelnd, auf den Tisch von schwarzem Ebenholz herabblieb, neben welchem Kieselok während der Audiens gestanden hatte — was gewahrt den die kaiserlichen Augen?“

Auf der Platte von schwarzem Ebenholz, mit dem Federmesser zierlich eingeritzt, hauchte: „Kieselok!“

Welt u. Wissen

Die Mimikry. Bei vielen Tieren, namentlich bei den Insekten, beobachten wir eine große Anpassungsfähigkeit an die Umgebungs (Mimikry). Die Schmetterlinge tragen an der Oberseite ein prächtiges Kleid. Durch die Eigenart ihres Flatterfluges entgehen sie trotzdem den Nachstellungen der Vögel. Sobald sich aber die Falter ausruhen oder zur Nahrungsaufnahme auf eine Blüte leben, klappen sie ihre leuchtenden Flügeldecken zusammen, und die unauffällige, graue Unterseite wird nun sichtbar. Auch die Raupen und Puppen sind durch die Farbenanpassung geschützt. Besonders auffällig ist diese Erscheinung bei dem Kiefernspanner und dem Ligusterschwärmer, unseren größten heimischen Raupen. Es gibt ferner dunkelgefärbte Raupen, die sich in der Gefahr mit den Scheinfüßen an dem Mistwerk anklammern und den Körper in starker Haltung abpreisen. Dadurch täuschen sie einen abgestorbenen Mist vor. In dieser Stellung reagieren sie nicht einmal auf Berührung. Ihr Körper scheint sich in einem framartigen Zustand zu befinden. In Argentinien wird eine Heuschreckenart beobachtet, die eine außordentliche Ähnlichkeit mit der Weise hat. Das interessante Insekt besitzt einen Leib mit schwarz-gelben Streifen. Wird die Heuschrecke gereizt, dann krümmt sie ihren Hinterleib zusammen, als wollte sie stechen, und dabei weist sie überhaupt gar keinen Stachel auf. In Afrika ist eine andere Heuschreckenart festgestellt, die als Larve genau wie eine große Ameise aussieht. Sie lebt auch mit diesem Tier zusammen und zeigt dieselben Eigenschaften. Erst bei den ausgewachsenen Insekten verlieren sich diese sonderbaren Merkmale. Um auffälligsten läßt sich die Mimikry bei den Gespensterheuschrecken und dem „Wandelnden Blatt“ nachweisen. Beide Insekten werden in den Terrarien der zoologischen Gärten gesiegt. Die Gespensterheuschrecke stammt aus Ostindien. Bei Tage verbarrt sie regungslos auf den Bäumen, und ihr stabähnlicher Körper mit den dünnen Beinen erscheint wie ein Zweig. In der Nacht aber erwacht sie und fällt gierig über die Blätter her. Das „Wandelnde Blatt“ ist in Indien zu Hause. Der Körper und die Beine zeigen grüne Färbung und die charakteristischen Merkmale eines Blattes. Sogar die Mittelrippe und die Nebengefäße sind bei dieser wunderbaren Anpassungerscheinung nicht vergessen. Wir stehen hier vor einem Rätsel der Natur. Die Eingeborenen haben über diese Tiere verschiedene Märchen verbreitet. Sie bezeichnen die sonderbaren Insekten als lebendig gewordene Blätter oder glauben sogar, daß aus den Tieren Bäume entstehen können.

Das Reich der Technik

Neues aus Industrie und Technik.

Von Ernst Trebesius.

Mechanisch hergestellte Batikmuster. — Die Maschine als Massenverarbeiter. — Aufhellung vergilbter Drucke.

Unter Batikmustern versteht man bekanntlich jene reizvollen, unregelmäßig mit den verschiedensten Farbtönen verfrobenen Stoffe, die sich von Indien aus die ganze Welt eroberten. Bei der großen Nachfrage nach derartig gefärbten Stoffen war es ganz natürlich, wenn in den technisch weiter fortgeschrittenen Ländern des Abendlandes die in Indien übliche Handarbeit sehr bald durch mechanische Verfahren zu ersetzen versucht wurde, womit man auch sehr gute Resultate erzielte. Die Grundidee der Batiktechnik mußte man freilich beibehalten, da sich diese durch kein anderes Verfahren erreichen ließ. Sie besteht darin, daß man diejenigen Stellen des Stoffes, die nicht gefärbt werden sollen, vor dem Bade mit Wachs übersieht. Die mit Wachs übersogenen Stellen des Stoffes nehmen keine Farbe an. Wird das Wachs mit einem Lösungsmittel entfernt, dann erhält man einen zweifarbig gemusterten Stoff. Wird dieses Verfahren wiederholt und der Stoff in eine andere Farbe eingetaucht, so treten zur ersten Färbung neue Töne und so lassen sich dergestalt die manigfältigsten reizendsten Muster erspielen. Wurden ursprünglich nur Baumwollstoffe für derartige Batikarbeiten verwendet, so ist man inzwischen dazu übergegangen, auch Seide, Samt und Leder nach dieser Technik zu behandeln. Das mechanische Verfahren besteht nun darin, daß das Wachs nicht mehr an einzelnen Stellen aufgetragen, sondern der Stoff in seiner ganzen Fläche gewachst wird. Raffti man hierauf den Stoff zusammen, so erhält die steife Wachsfläche im Wasserbad nimmt der Stoff an den Stellen der Risse Farbe an, und so entstehen höchst reizvolle Auffallsfärbungen, die Art des Raffens kann auf verschiedene Weise geschehen, z. B. indem der Stoff durch einen Ring gezogen wird. Schließlich kann auch eine Schablone, die die gewünschten Muster enthält, vor dem Passieren des Wachsbades über den Stoff gelegt werden. Die ausgestanzten Muster der Schablone lassen Wachs auf den Stoff gelangen, während die übrigen Stellen ungewachst bleiben. So lassen sich mit Hilfe des mechanischen Verfahrens die gleichen Effekte erzielen wie mit der Handarbeit, nur werden die maschinell hergestellten Batikstoffe bedeutend wohlfreier.

*
Die mögliche Ausschaltung der zeitraubenden und daher zu teuren Handarbeit galt es auch bei der Verwirklichung von Massenartikeln anzuwenden, um deren Preise möglichst niedrig zu halten und den Verbrauch damit zu erhöhen. Natürlich kann die Maschine nur dort mit wirklichem Nutzen verwendet werden, wo es sich um große Mengen gleichartiger Stoffe in festem, pulverigem, flüssigem oder halbfüssigem Zustand handelt, z. B. Schokoladentafeln, Kakaovulver, Pasten usw. Da das Abwegen der pulverigen und flüssigen Stoffe von Hand auch noch viel Zeit in Anspruch nehmen würde, so verbindet man diesen Arbeitsvorgang mit dem eigentlichen Abfüllen und legt hier statt eines bestimmten Gewichtes ein bestimmtes Volumen als Maß für jede Menge zugrunde. Dies läßt sich auf die Weise erreichen, daß der Stoff in einen Zylinder von einstellbarer Tiefe gesaugt und dann wieder ausgestoßen wird. Bei Stoffen, die in Tuben gefüllt werden, erhält die Abfüllmaschine eine Vorrichtung zum Verschließen der Tuben nach erfolgter Füllung. Pulvrige Stoffe werden in einen Papierbeutel gefüllt und erforderlichenfalls mit einem Schublotion versehen, der erst von der Maschine gehalten wird. Handelt es sich bei den pulverigen und flüssigen Stoffen um das Abfüllen, so bei den festen Stoffen, wie Tafeln und Würfeln, um das Einwickeln bestimmter Mengen. Wie sehr auch die Einwickelmaschine der Handarbeit überlegen ist, erhebt daraus, daß eine solche Maschine bis zu 60 Schokoladentafeln in der Minute, d. h. also in jeder Sekunde eine Tafel, mit Stanz- und Papierhülle umwickelt. Zu dieser hohen Leistung gesellt sich schließlich noch der Vorzug, daß jeder Staub und Schmutz von den maschinell verpackten Stoffen ferngehalten wird, was insbesondere bei Nahrungsmittern sehr wesentlich ist.

*
Bisher wurden alte, vergilbte und unansehnlich gewordene Stiche, Drucke usw. durch schwache Bleichlösungen und alkalische Flüssigkeit von den Spuren des Alters befreit. Je nach der Geschicklichkeit und Erfahrung hatten einige Spezialisten diese Technik der Aufhellung vergilbter Drucke so weit vollendet, daß die behandelten Stücke zuweilen den Eindruck neuer Drucke hervorriefen. In letzter Zeit hat nun ein Büchersammler den Versuch gemacht, lediglich durch Wasserbehandlung und Tageslicht die Vergilbung der Blätter zu beseitigen, was ihm auch sehr gut gelang. Da ein Sachverständiger die Wirkung dieses Verfahrens bezweifelte, so befaßte sich auf seinen Antrag hin das Materialprüfungsamt in Berlin-Dahlem mit dieser Angelegenheit und stellte Versuche nach dieser Richtung an. Es sollte der Nachweis erbracht werden, daß bedruckte Papierblätter aus dem 15. Jahrhundert, die stark vergilbt, vielfach auch durch Wurmfraß beschädigt und mit gelbbraunen Flecken bedekt waren, durch reines Wasser und darauf folgende Belichtung wieder aufgehellt zu werden vermöchten. Die Probeblätter wurden auf dem Materialprüfungsamt zunächst einige Stunden in kaltes, dann in warmes Wasser gelegt. Der anhaftende Kleister, mit dem die Blätter an einem Deckel angesteckt waren, wurde alsdann mechanisch entfernt. Darauf wurden die Blätter abwechselnd in heißem und kaltem Wasser gespült und schließlich in einem nach Süden gelegenen Fenster etwa 4 Wochen dem Tageslicht ausgesetzt. Um die Arbeit des Tageslichtes zu unterstützen, wurden die Blätter hin und wieder angefeuchtet. Der Versuch hat ergeben, daß sich die Vergilbungserscheinungen aus alten Drucken auch ohne Chemikalien entfernen lassen. Erforderlich ist lediglich Wasser, Tageslicht und — grobe Geduld.

Verstörung von Bleiröhren durch Tiere.

Es ist schon seit langerer Zeit bekannt, daß manche Holzwespen und Käferläuse, die als Puppen in der Fichtenholzverkleidung neuangefärbter Schwefelsäurebottiche ruhen, die Bleiplatten, mit denen die Gefäße ausgekleidet sind, durchbohren. Das auch Bleiröhren durch verschiedene Tierarten beschädigt, ja sogar zerstört werden können, beschreibt Prof. Hesse im Biologischen Centralblatt. So wollten Ratten vom Keller aus in das Erdgeschoss eindringen und dabei eine Wasserleitungsröhre benutzen. Sie durchstiegen die vier Millimeter dicke Röhrenwand, bis der herausstretende Wasserstrahl ihrer Tätigkeit ein Ende setzte. — Aus Shanghai liegt ein Bericht vor, nach dem eine Holzbieneart den 0,8 Millimeter dicken Bleimantel von Telephonröhren durchnagte, um durch die Öffnung Butter (Garn- und Pilzsporen) einzutragen und ein Ei hineinzulegen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Insekten durch die glatte Kabelwand täuschen lassen; denn wenn die Kabel mit einem Gewebe geschützt werden, meiden die Holzbienen die rauhe Oberfläche. — Am seltsamsten ist aber wohl die Verstörung einer Wasserleitungsröhre durch eine zu den sogenannten Käferschnecken gehörige Chitonart. Das Leitungswasser im Hafen von Rio de Janeiro bekam eines Tages salzigen Geschmack. Als man nach der Ursache forschte und das Rohr aufnahm, fand sich der 20 Jahre alte Bleimantel dicht mit Chitonen besetzt. Nicht nur die Jutehülle war durchfressen; in das Rohr waren förmlich Löcher hineingekaut. Wahrscheinlich handelt es sich hier nach dem „Kosmos“ um einen chemischen Vorgang, d. h. um eine Säureabsondierung oder dgl. aus dem schneckenförmigen Chitonfuß, die das Blei zerstört und zur Auflösung bringt.

*
Die Reusenantenne. Eine Reusen- oder Käfigantenne besteht aus vier oder mehr Drähten, die reusenartig am Umfang von zwei oder mehr großen Reifen befestigt sind. Der Hauptzweck der Verwendung mehrerer Antennendrähte ist nach „Radio für Alle“ die Erzielung einer großen Kapazität und eines kleinen Widerstands, was besonders bei einer Sendeantenne wünschenswert ist. Bei Empfangsantennen verbietet sehr große Kapazität die Verwendung einer ebenso großen Zahl von Windungen der Abstimmsspule wie im Falle einer ein- oder zweidrähtigen Antenne, was für den Empfänger nicht gerade günstig ist. Ein anderer Punkt, der bei Empfangsgeräten gegen Freilantennen von großer Kapazität spricht, ist die größere Stärke der atmosphärischen Störungen.